

# Hilde Kuhn

## Mein anderer Sohn

### **LESEPROBE 2**

fredeboldundfischer  
fredebold&partner gmbh  
schaafenstraße 25, 50676 köln

Copyright © 2008 fredebold&partner gmbh

Erscheint Oktober 2008.

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Vorabdrucks  
in jeglicher Form, sind vorbehalten.

fredeboldundfischer  
der deutsche autorenverlag

Im Ausland hatte ich mich an die Worte des russischen Schriftstellers Alexander Solschenizyn gehalten: „Egal, wo man lebt, die innere Einstellung ist für das Glück des Menschen entscheidend.“ So hatte ich es empfunden, ob in der Wüste, direkt am Meer oder in einer arabischen Großstadt. Aber hier, inmitten der halb ausgepackten Koffer, kroch ein ungutes Gefühl in mir hoch. Und in der ersten Nacht wachte ich schweißgebadet auf, denn ich wusste plötzlich nicht mehr, wo ich war.

Gleich am darauf folgenden Tag wurde die Seefracht geliefert, große Kisten mit unserem Hausrat und meinem Klavier standen schließlich neben vielen Kartons im leeren Schwimmbad.

Constantin sprang übermütig durchs Haus und zeigte so seine grenzenlose Freude über unsere Rückkehr. Und auch unserer Katze Cleo gefiel es in Deutschland weitaus besser als in Arabien, konnte sie doch jetzt nach Herzenslust Dosenfutter fressen. Wir begannen uns einzurichten. Während sich ein Karton nach dem anderen leerte, stellte sich bei mir das vage Gefühl ein, „angekommen“ zu sein. Doch je heimeliger das Haus wurde, umso mehr spürte ich Trauer und Schmerz wegen des Verlustes meines zweiten Kindes.

Die Gewissheit, für eine weitere Schwangerschaft keine Kraft mehr zu haben, war stets präsent, obwohl ich gehofft hatte, dass sie mich mit der Zeit nicht mehr quälen würde.

Und mir fiel ein, wie Frank und ich damals über eine Adoption nachgedacht hatten.

Und so fragte ich ihn eines Abends, als wir im Bett lagen: „Denkst du noch an ein zweites Kind?“

„Oft“, erwiderte er.

„Jetzt, da wir angekommen sind“, sagte ich mit leiser Stimme und schmiegte mich an ihn, „könnten wir ein Kind adoptieren. Was hältst du davon?“

Er antwortete nicht, sondern nahm mich wortlos in seine Arme. Ein unglaubliches Glücksgefühl erfasste mich. Wie immer schliefen wir Hand in Hand ein.

Constantin besuchte seit unserer Ankunft die zweite Klasse der Grundschule in unserem Ort. Da Frank wegen seiner Auslandsabfindung eine Zeit lang nicht arbeiten durfte, genossen wir drei die gemeinsamen Tage.

Nachdem Frank und ich noch einmal ausführlich über eine Adoption gesprochen hatten, eröffneten wir Constantin unsere Absicht, ein fremdes Kind in unsere Familie aufnehmen zu wollen. Er war gleich Feuer und Flamme, sprang vor Freude in die Luft und schrie: „Ich will einen Bruder, einen Bruder!“

Sanft widersprach ich und erwiderte: „Ich würde gerne eine kleine Tochter haben.“ Und ich dachte dabei an ein Mädchen mit Zöpfen und mit Rüschen an den Kleidchen.

Obwohl unser Sohn an einer Schwester nicht sonderlich interessiert war, nickte er mit dem Kopf und meinte: „Besser eine Schwester als gar keine Geschwister.“ Und so meldete ich uns, nachdem wir uns nun alle einig waren, zu einem Gespräch im Jugendamt an.

Aufgeregt und voll freudiger Erwartung, dabei besonders sorgfältig gekleidet, fuhren wir ein paar Tage später in die nahe gelegene Kreisstadt und suchten die für Adoptionen zuständige Behörde auf. Nach kurzer Wartezeit betraten wir schließlich feierlich das Büro des Amtsleiters, wo wir von einem unscheinbaren Mann mittleren Alters unfreundlich begrüßt wurden.

Mir verging meine Euphorie, denn ohne Umschweife wies er uns gleich zu Beginn auf die Problematik einer Adoption hin, indem er uns schroff mitteilte: „Es gibt nicht viele Kinder, die zur Adoption frei gegeben werden. Kleine Kinder sowieso nicht, und außerdem sind Sie als Eltern für ein Baby zu alt!“

Nachdem er uns noch allerhand andere auf uns zukommende Schwierigkeiten beschrieben hatte, empfahl er uns, erst einmal einen Antrag für ein Pflegekind im Alter zwischen drei und sechs Jahren zu stellen. Das sei unproblematischer, und später bestünde dann immer noch die Möglichkeit, dieses Kind zu adoptieren.

Etwas enttäuscht, dennoch optimistisch stimmten wir seinem Vorschlag zu, worauf er uns unzählige Formulare in die Hand drückte und uns verabschiedete. Als wir wieder zu Hause waren, begannen wir gleich eifrig die Unterlagen auszufüllen. Alle Fragen zu unserer Familie waren nachvollziehbar, aber die Auskünfte über die Lebensverhältnisse unserer Eltern und meiner sechs Geschwister, ihre Adressen und ihre Meinung zu unserem Kinderwunsch fanden wir übertrieben.

Bis wir schließlich Einkommensnachweis, Angaben zu Ersparnissen, Gesundheit und ein Führungszeugnis zusammengetragen hatten, vergingen Wochen.

Dann, kurz nachdem wir die Papiere abgeschickt hatten, stand plötzlich mit gewichtiger Miene eine Sozialarbeiterin vom Jugendamt vor unserer Tür. „Sibylle Lugmann“, stellte sie sich vor, drückte kräftig meine Hand und begrüßte anschließend Frank und Constantin, der sie strahlend und mit den Worten „Ich bin hier der Chef“ empfing. Was Frau Lugmann augenscheinlich sehr amüsierte.

Obwohl sie mir nicht unsympathisch war, fiel es mir dennoch schwer einzuschätzen, was für eine Art Mensch sie war.

Freundlich bat ich sie, sich zu setzen, und gab mir alle erdenkliche Mühe, einen guten Eindruck bei ihr zu hinterlassen, denn schließlich war sie diejenige, die darüber entscheiden würde, ob wir als Pflegeeltern infrage kamen oder nicht.

Aber sie wollte sich nicht setzen, und einen Kaffee lehnte sie auch entschieden ab, stattdessen wollte sie gleich das Haus besichtigen und bat mich, ihr alle Räume zu zeigen, damit sie prü-

fen könne, ob überhaupt genug Platz für ein zusätzliches Familienmitglied vorhanden sei. Während Constantin eifrig voranlief, äußerte sie kritisch, dass unser Haus wegen des Schwimmbads und der Räume im Keller völlig unpassend für mehrere Kinder sei. Auch meinen Einwand, wir würden das Schwimmbad bald zu weiterem Wohnraum umbauen, wiegelte sie ungehalten mit der Bemerkung ab: „Dann bleiben trotzdem immer noch die Räume im Keller.“

Mein Mut schwand dahin. Die Frau hatte Macht, und das ließ sie uns deutlich spüren.

Streng sprach sie weiter: „Ich mache es zur Bedingung, dass Sie nur dann ein Kind bekommen, wenn es in einem der oberen Räume wohnen kann.“ Und sie mäkelte weiter unzufrieden an diesem und jenem herum, denn nichts schien ihr für ein angenommenes Kind gut genug zu sein.

Schließlich fragte ich sie ungeduldig, wie lange es denn überhaupt dauern würde, bis wir ein Kind bekämen. Frau Lugmann lachte ironisch, gab einen tiefen Seufzer von sich und dozierte: „Wir suchen für die vorhandenen Kinder eine passende Familie und nicht für die vorhandenen Familien ein passendes Kind!“ Und fügte warnend hinzu: „Prägen Sie sich das bitte ein, denn das ist für uns die oberste Regel.“

Während ich eifrig mit dem Kopf nickte, verzog Frank unwillig das Gesicht.

Anschließend wies sie eindringlich darauf hin, dass es mehrmals im Monat einen so genannten Pflegeelterngesprächskreis mit Fachleuten vom Jugendamt gebe und dass unser Erscheinen dort Pflicht sei.

„Es geht nicht an“, sagte sie, „dass sie einfach nur zu Hause auf ein Kind warten. Wir erwarten, dass sie uns ihre Bereitschaft zeigen.“

Ich war vor Aufregung nass geschwitzt, denn die Überlegenheit der Dame machte mir zu schaffen.

Während ich versuchte, meinen freundlichsten Gesichtsausdruck aufzusetzen, erklärte sie, dass wir schon bald eine Einladung zu einem Elternseminar in einer Jugendherberge per Post erhalten würden.

„Sollten Sie nicht kommen, gibt’s auch kein Kind!“ Sprach’s und rauschte hochoberhobenen Kopfes davon.

Der Sommer war heiß in diesem Jahr und erinnerte mich an unser vergangenes Leben im Orient. Die schwüle Hitze, die ich hier als viel unerträglicher empfand, nahm mir den Atem.

An einem dieser drückenden Sommertage folgten wir der Einladung des Jugendamtes und fuhren in die Jugendherberge, die nicht weit entfernt lag. Unsere Sehnsucht nach einem weiteren Kind war so groß, dass wir bereit waren, alle Vorgaben des Jugendamts pflichtgetreu zu befolgen.

In der großen Eingangshalle trafen wir auf die unterschiedlichsten Menschen, Handwerker, Kaufleute, Lehrer, alles Ehepaare, die schon eigene Kinder hatten und nun noch ein fremdes Kind bei sich aufnehmen wollten.

Unter ihnen befand sich ein Paar, das mir besonders wegen seiner Ungepflegtheit auffiel. Der Mann hatte nur noch ein paar Zähne im Mund, dazu schmutzige Fingernägel, während seiner Frau die ungewaschenen Haare struppig über die Schultern hingen. Zu meiner Verwunderung stellte sich später heraus, dass die beiden seit Jahren mehrere Pflegekinder in ihrer Familie betreuten!

Es war mir unverständlich, denn nach dem Auftritt unserer kritischen Sozialarbeiterin war es schwer nachvollziehbar, was das Jugendamt bewogen hatte, diesen Menschen fremde Kinder anzuvertrauen. Doch da Pflegeeltern vom Staat finanziell unterstützt werden, wäre es möglich, dass diese Leute die Kinder nur wegen des Geldes bei sich aufgenommen hatten.

Fast alle Teilnehmer waren wie wir zwischen dreißig und vierzig, unter ihnen auch Dora und Torsten Schilling mit ihrer Tochter Marie, die im gleichen Alter wie unser Sohn war.

Am Samstagmorgen, wir hatten die Nacht alle in den Stockbetten der Jugendherberge verbracht, versammelten die Elternpaare sich nach dem Frühstück in einem großen Raum. Unsere Kinder wurden währenddessen von Erziehern betreut. Als wir schließlich alle in einem Kreis zusammensaßen, eröffnete eine Psychologin die Runde, indem sie uns bat, uns einander vorzustellen.

Der Reihe nach berichteten wir nun ausführlich über unsere häusliche Situation, unseren Beruf, unser Alter und unsere Herkunft und gaben den Grund an, warum wir ein fremdes Kind annehmen wollten. Die unterschiedlichsten Beweggründe wurden genannt, aber die Liebe zu Kindern war bei allen Anwesenden deutlich zu spüren.

Während wir uns untereinander freundlich zunickten, begann uns die Therapeutin einen Vortrag über Herkunftsfamilien zu halten.

Sie erklärte, dass die „Rückführung“ der Pflegekinder für das Jugendamt die höchste Priorität besitze, denn Pflegekinder würden im Grunde nur vermittelt, um später wieder in ihre ursprüngliche Familie zurückkehren zu können.

Verunsichert schaute ich zu Frank hinüber, denn mir wurde bei diesen Ausführungen angst und bange. Worauf hatten wir uns da nur eingelassen?

Aber noch ehe ich lange darüber nachdenken konnte, wurden auch schon für ein Rollenspiel Stühle in die Mitte des Raumes geschoben. Die Psychologin wollte mit uns eine alltägliche Situation nachstellen, mit der die Jugendämter ständig konfrontiert wurden.

Dora verkörperte die Mutter, eine immer wieder rückfällig werdende Alkoholikerin, deren Kind seit geraumer Zeit in einer Pflegefamilie lebte. Frank agierte als ihr Freund, während ich die Position der Sozialarbeiterin einnahm. Danach bekamen wir alle einen bestimmten Text, bis auf das Pflegeelternpaar, das zu meinem Erstaunen nur still dabeizusitzen hatte. Und so sagte Frank zu Dora: „Du Schlampe, du schaffst das doch sowieso nicht.“

Mein Part war dagegen, zu ihnen zu sagen: „Wir werden Ihre Schwierigkeiten gemeinsam bewältigen.“

Für mich klang die geschilderte Situation einer ständig unter der Droge Alkohol stehenden Mutter dermaßen aussichtslos, dass ich Mitleid mit dem Kind hatte, das da ständig hin- und hergeschoben werden sollte. Darum änderte ich meinen Text und meinte stattdessen zu Dora: „Lassen Sie sich Zeit, Ihr Kind ist in der Pflegefamilie gut aufgehoben.“

Die unverheiratete kinderlose Psychologin war außer sich.

Streng fragte sie mich, was mir denn einfiel, den Text einfach zu ändern. Und fügte mit erhobener Stimme hinzu: „Bergreifen Sie doch, die Pflegeeltern spielen keine Rolle! Hier geht es ausschließlich um das Kind und seine leiblichen Eltern.“

Zwischen mir und der Therapeutin entbrannte nun ein heftiges Streitgespräch, dem die anderen Eltern schweigsam, aber höchst interessiert zuhörten. Aufgebracht sagte ich zu ihr: „Wenn ein Mensch sein Leben durch Alkoholmissbrauch völlig ruiniert hat, dauert es doch Jahre, bis er sich wieder im Griff hat, wenn er es überhaupt schafft! Trocken wird man doch nicht von heute auf morgen!“ Dann stellte ich die entscheidende Frage: „Ist es unter diesen Gegebenheiten nicht besser, das Kind in seinem neuen Zuhause zu lassen, vorausgesetzt, es fühlt sich dort wohl, als es ständig wie ein Paketstück zwischen Mutter und Pflegefamilie hin- und herzuschieben?“

Aber die Frau ließ sich durch mich nicht aus der Fassung bringen und teilte mir in aller Deutlichkeit mit, dass ich keine Ahnung von diesen Dingen hätte. Es gab keine Diskussionen, jegliche Debatte wurde im Keim erstickt.

Später am Abend beim gemütlichen Zusammensein lobten mich Dora und Torsten für meinen Widerspruch. „Endlich hat jemand mal gewagt, offen auszusprechen, was wir alle denken“, bestätigte auch eine andere Frau und erzählte uns von ihrem Pflegekind, das nun schon zum dritten Mal zu seiner leiblichen Mutter zurückgebracht worden war, obwohl diese ihr Leben einfach nicht in den Griff bekam.

Sie beschrieb, was für Schwierigkeiten sie hatte, das Kind immer wieder aufs Neue in ihre Familie zu integrieren.

Mit gemischten Gefühlen und der Hoffnung, dass bei uns alles anders verlaufen würde, fuhren wir nach der zweiten Übernachtung am Sonntagvormittag zurück nach Hause.

Von nun an verging kein Tag, an dem Constantin nicht erwartungsvoll fragte: „Wann bekomme ich denn endlich eine Schwester?“

Aber die Zeit verrann, und außer der Zusage, dass wir als Pflegeeltern für geeignet betrachtet wurden, hörten wir nichts mehr vom Jugendamt.

Und so ging der Sommer dahin.

Ende der Leseprobe